

Sie lebt und sitzt – entgegen vor geraumer Zeit getätigter Vorhersagen – immer noch auf ihrem elfenbeinernen Stuhl. Altehrwürdig, manchmal schwer zugänglich, opulent und goldbehangen, eine dicke Kröte nach der anderen schluckend: die gute Alte, La Opera! Gemeint ist hier ausdrücklich die Oper mit ihren typischen Merkmalen: dem gesungenen Wort, den großen Gefühlen, ihrer Sinnlichkeit und einer Thematik, die an den Urerfahrungen des Menschlichen rüttelt: Liebe, Eifersucht, Hass, Macht ... Was, wenn man die alte Dame ihres Poms beraubt, ihre Künstlichkeit auf das Nötigste reduziert und sie in die niederen Gefilde urbaner Abgründe schickt? Wenn man sie herausholt aus ihrem Elfenbeinturm und direkt hineinbugsiert ins alltägliche, ins wahre Leben, an ganz normale oder auch abgründige Orte des öffentlichen Raums? Dahin, wo sie sowieso schon jahrhundertlang die Körnchen Ihrer Thematik aufpicks. Weg mit dem teuren Schnick und Schnack, reduziert aufs Pure und Echte. Was man erfahren kann, wenn man es tut, ist Hochspannung pur.

Neben dem Ausloten der dem Neuen Musiktheater von jeher innewohnenden interdisziplinären Randzonen von Musik, Szene und Wort interessiert mich hier vor allem der Grenzbereich zwischen Kunst und Wirklichkeit. Unzählige wahre Opernszenen, minutenkurze Dramen, lassen sich täglich beobachten in der Bahn, im Supermarkt oder im Park. Diese zu verknüpfen mit erdachten und kunstvoll entwickelten, dennoch aber schlicht daherkommenden musikalisch-szenischen Formaten birgt einen ganz besonderen Reiz. Als Verbindungsschrauben fungieren akustische und visuelle Fundstücke urbaner Lebensrealitäten (Geräusche, kleine Aktionen, Motive), die in die abstrakten Strukturen der Komposition transformiert werden. Der theatrale Aspekt des Genres befindet sich vornehmlich in der Sichtbarmachung einer eben in jener Wirklichkeit verborgenen Dramaturgie.

Dicke Fragezeichen entstehen in den Köpfen des gezielt angereisten Publikums: Hat das nun zum Stück gehört oder war das echt? Ebenso bei den zufälligen Passanten: Was machen die da, ist das etwa Kunst? Und wenn man hier weiterdenkt: Was ist nun bezeichnend für das Echte, was für die Kunst? Wo fängt das eine an und hört die andere auf? Die Wahrnehmung des Zuhörenden wird irritiert, herausgefordert, sekundenlang geschärft.

Es ist gibt auch ernsthafte Störmomente in beide Richtungen, von der Kunst zum Alltag und umgekehrt. Wer stört wen? Der am Platz sitzende Obdachlose den klassischen Sänger durch Trinken, Rülpsen oder Pöbeln, ja, durch seine bloße Existenz? Oder stört der Sänger

Christina C. Messner

## Mitten im Alltag

Skizzen zum Musiktheater im öffentlichen Raum



den Obdachlosen («Hey, ich will schlafen«)? Durch Reibung entsteht Energie. Das kurze Innehalten im dem Moment, in dem die Fragezeichen auftauchen, das Vakuum im entstehenden »Hä?«, schafft einen spannungsvollen neuen Meta-Raum für künstlerische Aktionen. Es kann etwas entstehen, das ganz neu berührt. Kunst und Wirklichkeit könnten voneinander profitieren. Das Genre, das entsteht, ist ein sich ständig wandelndes: aufreibend, anstrengend, in letzter Konsequenz nicht planbar. Jede Aufführung ist definitiv eine andere. Trotz der selbstverständlichen professionellen Perfektion muss jederzeit mit einem Scheitern des Projekts gerechnet werden, muss spontan auf neue Umstände reagiert werden.

Jenseits sonstiger Vermittlungsprogramme trägt man nebenbei neue Musik an Menschen heran, die sich niemals sonst damit befassen würden. Wo liegt der Schlüssel zum goldenen Turm? Es sind kurze Momente, die es wert sind, immer wieder hinauszugehen: Eben jener Obdachlose, der am Ende das komplette Stück mit anhört und sogar fünfzig Cent spendet («Hey, so was Tolles habe ich noch nie gehört.«). Passanten, die spontan mittönen. Unzählige minimale Goldstücke sind es, die wertvoll scheinen, wenn plötzlich, unerwartet und magisch ein Hauch von Oper über den Platz weht und wir mitten im Alltag vielleicht einen ganz kurzen Moment von Poesie erhaschen – der ebenso schnell vorüber weht ...

*Love Songs for Heim@t,*  
uraufgeführt am 3.7.2014  
auf dem Ebertplatz in Köln.  
(Foto: Peter J. Kierzkowski)